

»Unglaublich gut geschrieben!« *Frank McCourt*

ELENA
GOROKHOVA

GOODBYE
LENINGRAD

dtv
premium

DIE EHEMÄNNER MEINER MUTTER

Als meine Mutter 1950 meinen Vater kennenlernte, hatte sie bereits eine achtjährige Tochter, meine Halbschwester Marina, und war zuvor zwei Mal verheiratet gewesen, zwei kometenhafte Kriegstraumungen, deren Flugbahnen binnen weniger Monate erloschen.

Ihren ersten Mann verdankte sie dem kurzen Krieg von 1939 zwischen der Sowjetunion und Finnland, in dessen Verlauf er mit Granatsplittern im Allerwertesten auf ihrem OP-Tisch gelandet war.

»Was für eine Art, eine Kugel aufzuhalten«, sagte ihre einstige Kommilitonin Wera, die in dasselbe Krankenhaus abkommandiert worden war.

Meine Mutter schlitzte das Hinterteil ihres späteren Ehemannes auf und zog etliche Metallteile daraus hervor, bis auf einen Splitter gleich neben dem Hüftknochen. Sie versuchte ihr Bestes, schnitt und stocherte herum, doch schließlich musste sie aufgeben, ein bleibendes Andenken an ihre erste Begegnung, das tief unter seiner Haut verborgen war.

Er hieß Sascha Gladki, hatte im fernen Leningrad ebenfalls Medizin studiert und scherzte und lachte über seine Verwundung, wobei er die Aufmerksamkeit der weiblichen Krankenhausbelegschaft sichtlich genoss. Meine Mutter, die mit ernster

Miene ihre tägliche Runde machte, begutachtete den Heilungsprozess und überprüfte die Nähte. Die Tatsache, dass sie Sascha und dessen Behandlung ganz und gar unter Kontrolle hatte – der Ausdruck seines Gesichts mit den breiten Wangenknochen und dem kleinen Grübchen im Kinn, während sie seine Temperatur maß, die Dankbarkeit, die sie in seinen grauen, tiefgründigen Augen erkannte –, ließ in ihr den Wunsch heranreifen, für immer mit ihm zusammenzubleiben.

»Wetten, dass er mir einen Heiratsantrag macht«, sagte meine Mutter zu Wera mit einem Nicken in Richtung der Tür, hinter der Sascha lag, umgeben von lauter Schwestern. Seit der Operation waren beinahe zwei Wochen vergangen, in ein paar Tagen würde er nach Leningrad zurückkehren.

Sie genoss es, wie Sascha sie beobachtete, wenn sie die Spritzen in kochendem Wasser sterilisierte, und versuchte, einen Plan auszuhecken, um ihn länger dazubehalten. Sie ging auf die fünfundzwanzig zu und wurde allmählich zu alt zum Heiraten. Ihre eigene Mutter hatte mit achtzehn geheiratet, ihre Freundin Wera mit knapp zweiundzwanzig. Das beste Alter zum Kinderkriegen war, wie jedermann wusste, mit zwanzig, und das hatte sie längst hinter sich gelassen.

Zwei Tage nach dem vorgesehenen Termin unterschrieb sie seine Entlassungspapiere. Vor seiner Abreise erwartete Sascha sie auf dem von Disteln überwucherten Gelände hinter dem Krankenhaus, wo er ihr mit verlegenem Lächeln verkündete, das Schicksal habe sie beide zusammengeführt. Er versprach, ihr jede Woche einen Brief und Pralinen zu schicken. »Pralinen!«, staunte Wera. »Wegen der Pralinen würde *ich* ihn auch heiraten.« Ein paar Wochen später traf eine Schachtel ein, auf deren Deckel Peter der Große auf einem sich aufbäumenden Pferd geprägt war, der berühmte Leningrader *Eherne Reiter*. Seit Kriegsausbruch waren Pralinen ganz und gar aus den Lä-

den verschwunden, und die riesige Schachtel erinnerte meine Mutter daran, dass Sascha seine Rettung allein ihrem Einsatz und Können verdankte.

Als der Winterkrieg mit Finnland ein paar Monate später endete, kam Sascha zurück nach Iwanowo, wo die beiden heirateten. Das Heiraten war damals einfach, ein dicker roter Stempel vonseiten des Rathauses auf der dritten Seite ihrer Inlandspässe und die Änderung des Namens meiner Mutter von Kusminowa in Gladki. Vier Tage danach kehrte Sascha nach Leningrad zurück, um dort weiterzustudieren. Er schickte meiner Mutter zunächst einmal wöchentlich, dann einmal monatlich einen Brief. Schließlich kam ein Brief, mit dem sie nicht gerechnet hatte: Er unterstellte ihr irgendwelche Affären, während er über medizinischen Zeitschriften in der Leningrader Bibliothek brüte. Aus anonymer Quelle habe er erfahren, dass seine junge Frau – *strojnaja kak berjoska*, rank und schlank wie eine Birke –, wie er in eiliger, schräger Schrift notierte, nur ein Flittchen sei.

Nach dem anfänglichen Schock war meine Mutter außer sich vor Zorn. Sie griff sogleich nach einem Stift und schrieb Sascha zurück, wenn er das glaube, hätten sie einander nichts mehr zu sagen. Wenn er solch übler Nachrede Glauben schenke, sei Schluss und ihre Ehe somit aufgelöst.

Das meinte sie nicht ernst. Sie wollte lediglich ihrer Empörung und Unzufriedenheit Ausdruck verleihen und rechnete eigentlich mit einer Entschuldigung und einer weiteren Pralinenschachtel. Eine Antwort blieb jedoch aus. Sie wartete zwei Monate und erkundigte sich in einem ungehaltenen Schreiben bei der Anatomischen Fakultät der Leningrader Universität, an der er studierte, nach ihm. Die Antwort traf Monate später ein, im Herbst des Jahres 1941, als deutsche Truppen bereits weit ins Landesinnere vorgedrungen waren. Wie alle Ärzte

war auch Sascha an die Front abkommandiert worden. Auf der Landkarte der Sowjetunion, wo der schwarze Fleck deutscher Truppen sich zusehends vergrößerte, gab es bereits mehrere Fronten, und niemand wusste, wohin Sascha geschickt worden war. Niemand hat es je erfahren.

Als Ärztin und Anatomiewissenschaftlerin an der Medizinischen Hochschule von Iwanowo wurde meine Mutter ebenfalls eingezogen, fort von ihren Petrischalen und seit geraumer Zeit leblosen Organen, die in Glasgefäßen mit Formaldehyd schwammen, um in einem Krankenhaus an der Front lebendiges, zerfetztes Fleisch zusammenzunähen. In ihrer frisch ausgehändigten Uniform, einem eng anliegenden Rock und einer von einem Gürtel mit Hammer-und-Sichel-Koppel zusammengehaltenen khakifarbenen Bluse, sah sie trotz ihrer schwarzen Armeestiefel, die zwei Nummern zu groß waren, für den Krieg zu hübsch aus, so gertenschlank und langbeinig.

Ihre drei Brüder waren während des Winterkrieges eingezogen worden. Sie waren an den entgegengesetzten Enden des Landes stationiert, Sima und Wowa im Fernen Osten, nahe Japan, und Juwa an der Grenze zwischen der Sowjetunion und Polen. Als die ersten deutschen Panzer sich am Sonntag, dem 22. Juni 1941 erstmals über sowjetischen Boden wälzten, dachte meine Mutter an Juwa. Wie jeder andere im Land lauschte sie ganz benommen und fassungslos der aus den Lautsprechern ertönenden Stimme Molotows, die den Einmarsch verkündete. Sie stand neben dem Krankenwagen der städtischen Notaufnahme, wo sie an den Wochenenden im Einsatz war, die Türen offen, der Motor gedrosselt. In der Luft hing feuchter Fliederduft, und die Sonne strahlte unbekümmert durch das zarte Gespinst aus Juniblättern, wie eine Verrückte, die angesichts ihres

in Flammen stehenden Hauses lacht und tanzt. Warum sprach Molotow, der Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten, zum Volk und nicht Stalin persönlich? Wo war Stalin, als die deutschen Panzer ganze Einheiten von Brüdern und Söhnen und sogar launischen Ehemännern niederwalzten?

Das Krankenhaus, in das sie abkommandiert wurde, war lediglich ein Eisenbahnwaggon, der anderthalb Kilometer außerhalb der von den Deutschen besetzten Stadt Kalinin auf einem Abstellgleis stand. Dort wurde meine Mutter erstmals Zeugin der nicht zu beherrschenden Läuseplage. Die Verwundeten wurden in Lastwagen von der einen Kilometer entfernten Front herbeigeschafft, und obwohl sie die Läuse mit einer Teetasse aus den Wunden schöpfte und die Lappen mit aller Sorgfalt ausspülte, setzte sich das Ungeziefer in den schmutzigen Verbandsschichten fest, so dass die Verwundeten nicht schlafen konnten und die ganze Nacht hindurch brüllten. Diese verwundeten Burschen waren jünger als sie – so alt wie ihre Brüder –, und sie musterte ihre staubigen Gesichter, in der leisen Hoffnung, ihr Bruder könne womöglich wie durch ein Wunder von der siebenhundert Kilometer entfernten polnischen Grenze in ihr Krankenhaus gebracht werden, damit sie ihn wieder gesund machte.

Jede Woche schrieb sie in ihrer kantigen Schrift einen Brief an ihre Eltern. *Meine liebe Mamotschka und Papotschka, ich hoffe, allen geht es gut. Ich hoffe, meine Schwester Musa lernt fleißig und hilft Euch während meiner Abwesenheit in Haus und Garten. Ich hoffe, unser lieber Juwa kämpft so tapfer wie unsere Burschen hier gegen den Feind.* Ihre Briefe waren immer voller Hoffnung. Eigentlich wollte sie sagen, sie hoffe, ihr Bruder Juwa sei nicht unter den Tausenden von Leichen, die unter die warme Sommererde Westruslands gepflügt worden waren, aber so etwas konnte sie natürlich ihren Eltern nicht schreiben.